

Familienleben

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **31 (1903)**

Heft 15

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I. Familienleben.

Es war im Jahre 1833, als thurgauisches Militär zur Intervention in den Kanton Schwyz beordert wurde. „Soldate! Soldate!“ rief ich, als sie durch unser Dorf Hessenreuti marschirten. „Vater! Lueg dei di schöne Röck und di wyße Hose, die Gwehr ond Säbel und wie hand allsamme so großi Chübel off erne Chöpfe! En Soldat will i au werde!“ Mein Vater sah mich neunjährigen Knaben mit fragendem Blicke an. Er sah, daß ich beim Anblick der Soldaten vor Freude ganz außer mir war und sagte: „Jakobli, Jakobli! Zuerst mußt du in die Schule und lernen lesen und schreiben und rechnen. Es scheint mir übrigens, daß das „Soldätlizmache“ in der Familie steckt, denn schon dein Großvater stand im Jahre 1780 in holländischen Diensten und erzählte oft und gern von den Erlebnissen in jenen fremden Kriegsdiensten.“ «Ja! Vater, ich erinnere mich auch noch gut, wie er mir erzählte, daß er dort einen Sabel gehabt habe von solcher Biegsamkeit, daß er ihn um den Leib habe binden können, ohne daß die Klinge gebrochen sei; so gut sei damals der Stahl gewesen.» „Ganz richtig, Jakobli, du hast ein gutes Gedächtnis. Wenn ich nur etwas Tüchtiges aus dir machen könnte. Aber als Tagelöhner mit sechs Bazen im Tag, einer unheilbar franken Frau und sechs Kindern heißt es eben für Alle über Hals und Kopf arbeiten und zu Allem hin noch Hunger und Mangel leiden.“ Und so war es auch. Das Pfund Brod kostete zwei Bazen. Von Fleisch war auf unserm Tische keine Rede und von Aepfel und Birnen blos dann, wenn wir solche von guten Leuten bekamen. Wir waren ganz notdürftig gekleidet und mußten im Winter frieren. Wie oft schlotterten wir mit kalten und nassen Füßen in durchlöchernten Schuhen umher.

Im Frühling, Sommer und Herbst bestand unsere Hauptnahrung in Kartoffeln mit und auch ohne Salz und etwas Brod und Milch, aber auch nicht immer; im Winter gingen

wir auf die Kohl- und Rabisfelder und suchten dort die „Storze“ und aßen sie begierig roh. Es war also keine Gefahr da, daß wir unsere Magen mit Zuckerzeug hätten verderben können. Eine ganz besondere Mahlzeit aber leisteten wir uns, wenn wir etwa in die nahe gelegene Mühle nach Riedt gingen, dort „Zumm- oder Hennemehl“ bestellten und es dann mit den im Walde zuvor gesammelten Heidelbeeren zusammenstampften und als Leckerbissen verschlangen.

Als wir eines morgens, wie gewöhnlich, auch wieder um den magern Tisch herum hungerten, sagte der Vater traurig: „Kinder! Jetzt ist's aus und fertig! Euer Anblick tut mir weh! Mit allem Schinden und Schaffen kann ich den Familienwagen nicht mehr vorwärts bringen und Hülfe habe und bekomme ich keine. Und doch kann und will ich euch nicht verhungern lassen. Eure franke, irrsinnige Mutter kommt in's Armenhaus.“ Da fingen wir alle heftig an zu weinen. „Ich gehe als Tagelöhner von einem Bauer zum andern und verrichte, was man mir gerade zu tun giebt. Und ihr, Kinder, müßt von einander Abschied nehmen. Versorgungsanstalten giebt es hier keine, also muß ich euch „verstellen“ zu guten oder weniger guten Leuten, wie es das Schicksal eben nun einmal mit uns will.“ Wir weinten noch heftiger. Nie vergesse ich jene traurigen Stunden, da wir Kinder uns trennen mußten. So wurden wir verstellt wie „Stellvieh“. Ich war das erste, das Eltern und Geschwister verlassen mußte. Es war im Herbst 1833. Als Knabe von neun Jahren kam ich zu einem Onkel mütterlicherseits: Konrad Schüepf in Riedt. Er nahm mich freundlich in seine Familie auf, ließ mich die dortige Primarschule besuchen und das Weben erlernen. Viel Gutes habe ich diesem Vetter und seiner Frau zu verdanken. Denn sie war mir eine zweite, gute Mutter, die meine Fehler immer mit Nachsicht beurteilte.

Im Jahre 1844 mußte ich jede Woche einen halben Tag in die Rekrutenschule nach Weinselden unter Instruktor Schaad.

Das Marschiren und das Exerciren gefiel mir nicht schlecht; aber die damaligen Unkosten für Beschaffung von Montur und Armatur gingen über mein Vermögen, und auf Hülfe hatte ich keine Aussicht.

Es beschlich mich ein unbehagliches Gefühl, wenn ich im dumpfen Webkeller bei einem elenden Weberlöhnlein für saure und dazu noch ungesunde Arbeit über unsere zerrütteten und elenden Familienverhältnisse nachsann. Ueberall, wo ich hinschaute, sah ich nichts Gutes. Mißmutig und erbittert entschloß ich mich, Kriegsdienste zu nehmen. Dazu ermunterte mich zu Allem hin noch ein gewisser Konrad Haag von Göttingen. Er war nämlich schon einmal in neapolitanischen Diensten gewesen und wollte sich nun zum zweiten Male anwerben lassen. Dieser Haag stellte mir den Dienst und das Leben und Treiben der Schweizer in neapolitanischen Diensten so schön und verlockend dar, daß ich den Entschluß nun unabwendbar faßte, meinen feuchten und verhaßten Webkeller mit dem sonnigen und heiter-freien Soldatenleben in Neapel zu vertauschen. „Gut so“, sagte ich zu Haag, „du mußt es ja wissen, wie es in neapolitanischen Diensten zu- und hergeht, bist ja selbst ein „Neapolitaner“ und mit heiler Haut davon gekommen! Frisch gewagt!“ Als ich noch nicht zwanzig Jahre zählte, nahm ich Handgeld nach Neapel.

II. Anwerbung.

Am 8. Mai 1844 verließ ich Kradolff bei Sulgen, ohne irgend Jemandem Ziel und Zweck meiner Reise verraten zu haben. Sogar meine älteste Schwester wußte nichts von meinem Vorhaben, obschon ich sie noch am 6. Mai, nachts 11 Uhr, in einem Briefe gebeten hatte, meine Effekten abzuholen und bis zu meiner Rückkehr nach unbestimmter Abwesenheit bei sich aufzubewahren. Ich kleidete mich mit meinem besten Kleide, nahm meine silberne Uhr mit, eine Tabakspfeife und eine